

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1916

115 (17.5.1916) Unterhaltungs-Beilage zum "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage zum „Volksfreund“.

In Kowno, der Perle Litauens.

Von Alwin Rudolph, z. Zt. im Felde.

Wenn man Kowno als die Perle Litauens schätzt, so ist es nicht zuletzt das Verdienst deutscher Kaufleute und auch Handwerker. Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts brachten deutsche Handelskaufleute Tuch aus Flandern, besonders aus Obern, und Wolle aus England nach Litauen und tauschten hier diese Waren gegen Getreide, Pelzwerk, Leder und Holz ein. Da der Landweg für diesen Handel zu beschwerlich und kostspielig war, blieb nur die Memel als Handelsstraße, auf der man bis nach Kowno gelangte und schließlich auf der Wilja weiter nach Wilna. Durch Vertrag mit dem deutschen Orden sicherte der litauische Großfürst Witold den deutschen Kaufleuten besondere Vorrechte zu, sie durften ihre Waren tollfrei ein- und ausführen und in den größeren Handelsplätzen eigene Niederlassungen gründen. Für Kowno wurde dieses Recht bereits 1398 zugesprochen, zehn Jahre später richteten sie sich dort auch an und wurden sogar unter dem Schutz des deutschen Rechts gestellt. Bald suchten die Litauer, an dem reichen Handelsgewinn teilzuhaben und während die Danziger Kaufleute nach Kowno kamen, zogen Kownoer Juden als Großkaufleute nach Danzig. Mit den Kaufleuten kamen deutsche Handwerker nach Kowno, die ebenfalls bald eine führende Stellung erlangten. So erklärte sich nur, daß in der Stadt, im Gegensatz zum Lande, außerordentlich viel die deutsche Sprache beherrschen, sich viele deutsche Namen finden, und daß auf den Friedhöfen viele Grabsteine mit deutschen Inschriften stehen. Deutsche Landsturmlaute graben jetzt in den Archiven nach alten Urkunden, die diese Beziehungen klar legen, während in verstaubten Akten und in den päpstlichen Bullen, Urkunden vom Konstanzer Konzil, von Papst Urban VII. und Julius II., und andere suchen sich das Wohnhaus von Adam Mickiewicza auf und sehen sich den bescheidenen Bau an und die kleinen Räume, da der bedeutende Dichter seines Volkes gelebt und gelitten.

Kowno liegt inmitten der herrlichsten Naturschönheiten. Smerjets ist es der Zusammenfluß von Memel und Wilja, zum andern das stark zerklüftete Gelände, was der Stadt den ihr eigenen Reiz gibt und mit den steilen Höhen und den tiefen Schluchten zu einer Naturfestung macht. Lange ehe wir in den Bahnhof einfahren, lernen wir diese beneidenswerte Lage der Stadt kennen. Doch gleich wenn wir den Bahnhof verlassen, zeigt sie sich in einem andern Gewande. Es sind nicht allein die ausgebrannten Fabriken und Wohnhäuser, deren kahle Gemäuer sich wie die mageren Arme Hungersünder zum Himmel strecken. Die Straße scheint einer Stadt des frühesten Mittelalters anzugehören und seit ihrer Anlage keine bessere Hand mehr erfahren zu haben. Ein gar holpriges Pflaster, eine Straßenbahn mit Pferdebetrieb und mit Wägen, wie sie bei uns nur noch unter dem alten Eisen ein zweifaches Dasein verträumen, tiefe Gräben, Kinnsteine, wie wir sie nur von alten Stichen oder den Bildern unseres Meisters Spitzweg kennen, und dazu niedrige Häuser, die keineswegs eine Stadt von 80 000 Einwohnern verraten. Erst einige Straßen weiter, wenn wir der Straßenbahn folgen, zeigt sich ein städtähnliches Bild, der breite Fahrweg von Baumreihen eingegrenzt, dahinter imposante, oft palastartige Gebäude und als Abschluß die gewaltige, in ihrem Rhythmus alles überragende russisch-orthodoxe Kathedrale mit ihrem überaus reichen Barock, das sich wie strahlende Verschwendung neben der bescheidenen Armut ausnimmt.

Wir befinden uns auf dem Wiener Platz. Links erblicken wir das Gouvernements-Gebäude, wohl das schönste Haus Kownos, rechts gelangen wir am luxuriös ausgestatteten „Soldatenheim Ob. Ost.“ mit den heimlich anmutenden Räumen vorbei auf die „Selenka-Höhe“, die etwas portähnliche Anlagen hat und im Sommer die beliebte Ausflugsstätte der Kownoer ist. Von der Höhe genießt man einen umfassenden Ueberblick über die Stadt, über das Gewirr von Schindeln, Stroh-, Zink- und Ziegeldächern, die ein weißes Durcheinander bilden. Der Wiener Platz ist ohne jede gärtnerische Anlage. Hier soll offenbar die Pracht der Kathedrale allein wirken und sogar über das halbbrecherliche Pflaster hinaus. An der Ecke des Gouvernementsgebäudes beginnt die Hauptstraße der Stadt, die Kaiser Wilhelm-Straße, die in ihrer Breite und der Promenade in der Mitte mit der schönsten Straße jeder Stadt Westeuropas konkurrieren könnte. Aber auf diesem Straßenbelag vermag man sich kaum aufrecht zu halten, ein alter Karren von Straßenbahnwagen humpelt im Schneckentritt daher und ein ebenjo klappriger Gaul müht sich, eine Droschke vorwärts zu bringen, eine Droschke, die sich mit ihren niedrigen Rädern wie ein Kinderpielzeug ausnimmt. „Det ene Pferd det zieht nich, det andre det is lahm“, würde der Berliner sagen. Aber hier spielt sich das elegante Leben Kownos ab. Hier wadelt das Mädchen, das es mit jeder Schönen der Friedrichstraße aufnehmen möchte, aber mit ihren Stöckelschuhen auf diesem Boden einen wahren Gieranz ausführen muß. An allerhand Strambuden und Reestuben vorbei gelangen wir zu einer vornehmen Konditorei mit großen hohen Räumen, Marmorfußböden, seidnen Polsterstühlen und einem großen Billardtisch. Im ersten Stock befand sich hier das russische Offizierskasino und die Mädchen in der Konditorei erzählen einem, wie hier der große Nikolajewitsch höchst eigenhändig Offiziere hinausprügelte und daß das Geschäft nie so wenig Gedicht und Kaffeebällchen zu ersezen gehabt habe wie jetzt, da die vornehmen russischen Gäste abgezogen sind. So prunkvoll bunt und überladen die Russen das Innere ihrer Kirchen ausstatteten, so stillos und in den widerwärtigsten Farben gehalten sind auch die Räume dieser Konditorei. Aber öffnet man nur eine Tür und tut einen Blick in die Küche, so hat man den schreiendsten Gegensatz, den man sich denken kann. In einem Viertel von fünf Metern springen im Halbdunkel — das eine Fenster spendet nur wenig Licht — vier junge Mädchen herum, die den Tee bereiten und die Gläser spülen, mit losem Haar, barfuß, schmutzig, ungewaschen und in Kleidern, deren ursprüngliche Farbe man kaum noch erraten kann. Die schönsten Häuser erweisen sich innen und auf dem Hof geradezu abstoßend. Ueberhaupt scheint man eine Reparatur an Gebäuden und deren einzelnen Bestandteilen nicht für nötig zu erachten, auch jetzt nicht, da die Stadtverwaltung mehrfach dazu ermahnt und das hierfür notwendige Material hergibt. Auf der Straße aber wird Ordnung gehalten. Die Wa-

gen müssen rechts fahren und Kriegsgefangene halten die Pflaster sauber. Aber der Verkehr ist nicht bedeutend und entspricht keineswegs dem einer Stadt von 80 000 Einwohnern. Nur in den Abendstunden wird es lebendiger, wenn die zahlreichen Feldgrauen ihre Einkäufe besorgen, den Soldatenheimen zuzeln, nach dem Hindenburg-Kasino zu einem Schoppen gehen oder in eine der vielen Teestuben, wo sie sich mit der einheimischen Bevölkerung zu verständigen suchen, oder auch sitzen und musizieren. Den größten Vorteil davon scheint die Bevölkerung zu haben. Sie macht ein Geschäft, wenn auch nur ein recht bescheidenes oder gar dürftiges, und lernt weit eher deutsch sprechen als unsere Feldgrauen das Russisch oder Litauisch. Bei einem Gang durch die Kaiser Wilhelm-Straße lernen wir ganz Kowno kennen; denn zu beiden Seiten haben wir zugleich den Blick in die zahlreichen Nebenstraßen. Und mehr als eines Blickes bedarf es da nicht, denn viel zu sehen gibt es nirgends. Jedes größere Gebäude ist von der deutschen Verwaltung belegt und beherbergt entweder ein Lazarett, einen Teil der Besatzungstruppe oder irgend ein Büro, Post, Telegraph, Schule oder Gericht.

Weniger auffällig bei einem Gang durch die Stadt machen sich die zahlreichen Kirchen. Die aufdringlich russische Kathedrale ist bereits erwähnt. Größer, aber bescheidener und recht versteckt liegend, ist die römisch-katholische Kathedrale, ein roher, arg verwittelter Ziegelbau, der hinter einem langgestreckten Gebäude von allerlei Kramläden liegt. Nur von der Mitte des Paradeplatzes wird die größte Kirche Litauens mit ihrem markanten Turm dem Beschauer sichtbar. Ihre Gründung reicht bis in die Anfänge des Christentums in Litauen zurück, also gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Der jetzige Bau aber entstand am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, denn das alte Haus laut bei dem großen Brande Kownos im Jahre 1770 in Schutt und Asche. Nicht weit davon, besser vom Wasser aus zu sehen, liegt der mächtige, aber äußerlich nichtsterne Bau des alten Benediktinerklosters, eher einem mittelalterlichen Gefängnis ähnlich. Den interessantesten Teil der Stadt bildet die Umgebung des Paradeplatzes; hier ist die Altstadt und schließt sich das Ghetto an. Hier steht auch das Denkmal an den Rückzug Napoleons, ein massiges und unichönes Werk. Bedeutamer ist das Rathaus mit dem abgestuften Turm, das äußerlich arg vernachlässigt ist, aber einen alten prächtigen Saal birgt. Seitlich am Rande des Platzes steht die alte Jesuitenkirche, deren linker Turm bei der Beschießung Kownos seine Krone verlor. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts machte sich die russisch-orthodoxe Kirche diesen Bau zu eigen. Im Innern sieht man noch Spuren der Veränderung, die dadurch bedingt wurde, wenn auch nur noch Reste des bunten Teils vorhanden sind. Der Platz schließt das langgezogene Gebäude des früheren Priesterseminars ab, dessen Räume jetzt ein Lazarett bergen. Erwähnenswert ist noch die evangelische Kirche, die dicht an der Memel liegt, ein bescheidenes Kirchlein und schon am Bau als ein evangelisches Gotteshaus kenntlich. Es sieht recht in die Ecke gestellt aus. Ebenso wenig oder noch weniger äußerlich bemerkbar sind die Synagogen; sie haben sich kaum über ihre Umgebung hinaus und werden nur von den Augen des Suchenden als jüdische Gotteshäuser erkannt. Beide Kirchen zeigten unter einem gewaltigen Druck. Die Kirchenbauten Kownos zeigen selbst dem mit den Verhältnissen Unkundigsten greifbar, welcher religiöse Kult von den Gewaltigen des Landes der bevorzugte und begünstigste war.

Echt litauisches Volkstum entwickelt sich an den Marktagen. Da kommen die Landleute aus der Umgebung in die Stadt und bringen auf ihrem charakteristischen Gespann Erzeugnisse des Landes und des Hausfleißes. Auf dem Wagen hockt der Bauer, auch an diesen warmen Frühlingstagen in seinem Schafspelz gehüllt, wohl das einzige größere Kleidungsstück der männlichen Landbewohner. Neben ihm die Frau, in großem, meist recht laubigen Umhangelächel, dessen Farbenbummel nicht ohne Geschmack ist, und einem hellen, gemusterten Kopftuch, so dem Auge ein recht erfreuliches Bild bietet. Das Gewimmel auf dem Marktplatz mit seinem faum zu überbietenden Farbenspiel, von dem sich hier und da das Feldgrau nicht gerade reizvoll abhebt, dürfte selbst bei dem bewegtesten Fastnachtstreiben nicht seinesgleichen finden. (Bert. G. R. 14. N. N. Nr. 2524.)

Das große Umlernen.

Umlernen ist ein böses Wort und heute sehr verpönt. Darum gebrauche ich es auch nicht gern, obwohl die Tätigkeit unserer Hausfrauen uns täglich an das böse Wort erinnert. Man braucht nur an den Mittagstisch zu denken. Was wird jetzt alles zusammengeschoben mit Salat und sonstigen „närrichtigen“ Surrogaten. Statt Fleischbrühe gibt es mit Wasser aufgelöste Suppen- und Bouillonnwürfel, ohne allem Drum und Dran. Kartoffeln werden nicht mehr mit Butter oder Schmalz geröstet, nein, die Pflanze wird nach dem berühmten Breitenbach'schen Rezept mit Speckschwarte ausgerieben — der Prozeß öfters wiederholt — und es schmeckt auch, wie viele reiche Leute zu sagen lieben. Frühstücksbrötchen kommen schon lange nicht mehr auf den Morgentisch; eine Brotschmitten, mit Apfelbrei oder Marmelade belegt, oder, wenn die Brotarten knapp sind, muß eine Schleimsuppe den hungrigen Magen trösten. Während früher die Ansicht verbreitet wurde, den im Wachstum befindlichen Kindern möglichst viel und gute Speisen zu geben, predigen heute die Lehrerinnen den Kindern in der Volksschule, ja nicht zuviel zu essen; „der Magen könne wie eine Ziehharmonika zusammengeschoben werden“. Solches dumme Gerede sollten doch Lehrerinnen unterlassen; die Kinder machen sich nur lustig darüber, Fleisch und Wurst können nur noch Pfefferstutze kaufen, Arbeitsleute dürfen die Waren in Fleischer- und Delikatessengeschäften nur noch im Schaufenster besichtigen. Und da soll einer kommen und sagen, wir hätten nicht umgelernt. . .

Mein Bekannter hat sich schon in Friedenszeiten für den Einkauf im Ganshof stark interessiert, weil er auf dem „Lande“ haust. Wenn zu Anfang des Krieges die Leute zeternten über schlechte Bedienung in den Verkaufsläden, sah ich ihn oft lächeln, denn er hatte seine Quellen als „fester“ Kunde. Jetzt lacht er nicht mehr. Auch er springt wie ein

Bessefener nach einem Viertelpfündchen Butter in der Stadt herum und schnorrt Freunde und Bekannte um Brotkrumen an. Und er tröstet sich immer wieder mit den Hausfrauen, die täglich ihm ihr Leid Klagen über stundenlanges Warten vor Butter- und Fleischläden, über die ungebührliche Behandlung von Polizei- und städtischen Beamten. Es ist ein Jammer! Er soll helfen, und ihm ist das Herz selbst zum Ueberlaufen voll. Den einzigen und besten Rat will mein Freund um deswillen nicht geben, weil er wegen Anstiftung zum Haus- und Landfriedensbruch nicht hinter Schloß und Riegel möchte.

Mein Bekannter ist ein Gemütsmenschen. Kürzlich als er wieder die Straßen durchweilt, — er läuft immer im Galopp — um in einigen Läden nach Butter und Fett zu forschen, entdeckt er zu seiner großen Ueberraschung in einem Metzgerladen vier prächtige Kalbsfüße. Nach kurzer Ueberlegung hat er den wohlgenährten Leib vorgebunden hatte, brachte nicht lange nach Begehrt zu fragen, denn schon forderte mit fühnem Entschlusse der erste Kunde, allerdings recht zuvorkommend, wie er das im Kriege auch schon gelernt hat, einen Kalbsfuß.

„Einen ganzen?“ frug der Metzger.
„Na ja, warum nicht?“ war die Antwort.
„Nun ich dachte, ein ganzer Fuß wäre Ihnen zu teuer.“
Ein gewaltiger Schrei durchfuhr meinen Bekannten. Höflich und bescheiden, aber noch nicht die Hoffnung aufgebend, frug er was so ein Fußhen denn koste.
„Es geht nach Gewicht, dieser hier kostet 5 Mark. Aber Sie brauchen ihn nicht zu kaufen, darum frug ich vorher,“ sagte der Metzger.
Unseren Kalbsfußliebhaber war zunächst der Hals wie angeschwollen, dann gurgelte er mühsam heraus, daß vor dem Kriege so ein Fuß doch höchstens 1 bis 1,20 Mark gekostet habe. „Ja vor dem Kriege,“ sagte der Metzger, schloß sein Messer und hantierte ruhig weiter, arglos, daß der erste „Kunde“ kein Handgeld brachte.

Zu Ende war der schöne Traum von dem großen Kalbsfuß, der ihm eine Nacht lang vorgaulelte. Mit seinem Marknetz geht mein Freund jetzt täglich wieder auf die Butter-, Fett-, Del- und Fleischjude, nur vermeidet er, an fleischfreien Tagen Metzgerläden zu betreten. In dieser Beziehung und im Kalbsfußessen hat er gründlich umgelernt. . .

Dermisches.

Die Heimat der Theaterlaque. Schon in den Theater des alten Griechenland und Romo sollen besessene Stücke ihres Amtes als Stimmungsmacher des Erfolges bezeugt haben. Der fröhliche Reiz, die bezaubernde Weisheit des Besessenen, die Organisation zusammenzuschließen zu haben, gelehrt aber Frontzucht. Die Gründung der Kunst fällt in die Zeit Napoleons I. und nahen ihren Ausgangspunkt von den berühmten Eisernachtstücken, die die Schaupielerrinnen Duchesnois und Georges, die die Comedie Francaise zeitweilig zur Klingelampfarena verwandelten, auszufchten. Während dieses langen Künstlerkrieges erwarben die Laqueure beider feindlichen Parteien die Kraft und das Gemeinheitsgefühl, das sie seither ausgeprägt hat. Um nicht von der Gnade ihrer Auftraggeber abhängig zu sein, schloßen sie sich zu einem festen Verbände zusammen, wählten einen Chef und setzten für ihre Dienstleistung bestimmte Preise fest. Nach dem Jahre 1830 wurde die Laque als Kunst offiziell anerkannt, und die Direktoren der Theater waren gezwungen, mit ihr als solcher zu verhandeln und Verträge zu schließen. Nur das „Teatre des Italiens“ in Paris nahm eine Sonderstellung ein. Im allgemeinen setzte sich eine solche Laqueurtruppe aus einer Anzahl Mitglieder zusammen, die von einem Hauptmann und mehreren Offizieren befehligt wurden. Auch die Frauen wurden zugelassen. Ihres Sonderamtes war es, bei Trauerpielen an den tragischen Höhepunkten distrekte Schluchzen auf die Tränenreihen der Zuschauer zu wirken. Diese „Magenweiber“ führten deshalb auch den offiziellen Namen „Pleurantes“. Das heitere Gegenpiel dieser bildeten die sogenannten „Rigolards“, deren Aufgabe es war, im Lustspiel bei geeigneten Stellen in ein unübersteigliches Gelächter auszubrechen, dessen Beispiel anstehend wirkte. Die Chörs der Laqueur brachten es gemeist zum Wohlstande, besaßen Häuser und Villen. Sie mußten allerdings auch bei Uebernahme des Postens ein recht erhebliches Einstandsgeld bezahlen. So hatte beispielsweise Auguste, der berühmte Chef der Laque der Großen Oper in Paris, für eine Stellung nicht weniger als 80 000 Franken bezahlt. Dieser Auguste hatte sein Vermögen hauptsächlich durch die guten Dienste erworben, die er Ballerinen und von reichen Verehrern unterhaltenen Sängerrinnen widmete. Und er versah sich so trefflich auf sein Geschäft, daß man bei ihm mit dem Honorar nicht knauierte. Im übrigen wurde die Laque auch in Frankreich schon seit geraumer Zeit bekämpft. Besonders war es Augier und der junge Dumas, die energig gegen die Ansicht des bezaubernden Weils Stellung nahen. Über die liebe Stille der Schaupielerei machte alle diese Anstrengungen nur nicht und auch heute noch blüht das Geschäft der Laque, wenn es auch distreter betrieben wird.

Heiteres.

Der poetische Gänsefuß. Eine unerfessliche Ueberraschung wurde einer Wäscherin von zehn Gänzen in Weimar zuteil. Als sie in früher Morgenstunde nach dem Stalle ging, um die Tiere zu füttern, war zu ihrem nicht geringen Schrecken nur noch eine einzige Gans vorhanden. Diese trug einen Bettel am Gänse mit folgenden Worten:

„Liebe Mutter!
Gente brauchen wir kein Futter,
Gestern waren wir noch zehne,
Deute bin ich ganz alleine!“



Erzählung
Graf und
geb. von
Kanonien
10 10 h
Walbert
Papst
Roth
Josef S
Gausbach
ler von
Schlächten
Friedrich
meister Fr
Wolf W
heim. St
von Goch
Kaufmann
heim. St
Eisernen
Karl H. A
von Keim
Landwehr
Ernst H
Müller
von Fahr
Rheinfelde

Der so
herblich
Gallen
len. Er
Rosenme
Steghül
Norb mit
heim Die
haben sch
6 Jahren
Der G
heute vor
hoch ist
gelungen,
zu Wetech
Strafamt
Er erreicht
Auf diesem
So hatte
Er verließ
Juchhaus
am 8. Aug
und 200 M
nicht ein
ein solcher
mals eme
Ihm entwe
stritt Brau
um der W
von einem
einen Will
mehrere A
mill, zu
strach Er
Nücktrans
im die K
Die W
bei der Be
ringelager
50 Rentner
er befehle
erkebe we
erhöb Fra
gebrachten
Verursach
terurteilt.
Der
nach in Ma
denen er
anoach, er
Rathlungs
nm 80. d
Wäfersba
Seelhad
bei G
holb er
aufschulde
den Dieb
entloß.
Schüsse a
eines dem
Diebes Ho
fitter aus
Nöck den
genommen

Eing
Alle die
würden
Von
14. Jahrb
herdar:
Zukunft
duktualist
Angeht
— Utere
erwerbbar
Dittel, C
Bewegung
Vulgaren
Sozialer
Entwickl
Die
alle D
von H
bei der
Dett toht
Aung